

Olivier Hekster, **Emperors and Ancestors. Roman Rulers and the Constraints of Tradition**. Oxford Studies in Ancient Culture and Representation. Oxford University Press, Oxford und New York 2015. XXXII und 395 Seiten, 109 Abbildungen, 5 Diagramme, 5 Nachfahrentafeln.

Es ist schwierig, den römischen Prinzipat in Theorie und Praxis wirklich präzise zu erfassen. Dies gilt für die rechtliche Seite dieser Spielart der Monarchie ebenso wie für verschiedene weitere Facetten, die mehr dem gesellschaftlichen Bereich zuzuordnen sind. Gerade auf den sozialen Implikationen des Prinzipats ruht heute im Wesentlichen das Augenmerk der Forschung, indem man etwa die Bedeutung von Kommunikationsaspekten für das kaiserliche Repräsentation

tionsverhalten in Rechnung stellt. Angesichts dieser Sachlage ist es daher sehr zu begrüßen, dass der Nimmerweger Althistoriker Olivier Hekster mit einer umfassenden und grundsätzlichen Untersuchung des römischen dynastischen Denkens den Versuch unternimmt, das Verhältnis der bei der Beurteilung des römischen Prinzipats beachtenswerten sozialen Aspekte zugunsten eines zwar eigentlich wohlbekannten, für die gesellschaftliche Verankerung des römischen Kaisertums bislang aber nicht hinreichend ausgeschöpften Gesichtspunktes zurechtzurücken. Zugleich nimmt Hekster Anstoß an der Einseitigkeit der mit der Propagierung eines ›Akzeptanzsystems‹ von Egon Flaig formulierten Hypothese, die kaiserliche Herrschaft im Römischen Reich sei einzig und allein von der Anerkennung der Statusgruppen Heer, Senat und Volk von Rom abhängig: »Yet it still seems perverse to deny the continuous importance of dynastic considerations for Roman imperial succession« (S. 11).

Im Einführungskapitel seiner Studie stellt Hekster daher anhand der Bedeutung dynastischer Orientierung im römischen Denken sowie an dessen Auswirkungen auf den Prinzipat und die damit verbundenen Regelungen der Herrschaftsnachfolge zunächst seinen Untersuchungsgegenstand allgemein vor. Er präsentiert die im Prinzipat von Anbeginn wirksamen dynastischen Vorstellungen vor dem Hintergrund anhaltender Kontinuitätslinien der bereits zur Zeit der römischen Republik in den aristokratischen Familien fest verankerten Traditionsorientierung und fragt zugleich nach hellenistischen Einflüssen, die sich auf das dynastische Denken in Rom ausgewirkt haben. Dabei stellt der Autor Definitionen von Schlüsselbegriffen zur Bezeichnung von Verwandtschaft vor, darunter die mit Adoptionskonzepten verbundenen Vorstellungen. Hier ordnet er im Sinne seines Anliegens auch die Übernahme der Bezeichnung als Cäsar durch die auf die Angehörigen der julisch-claudischen Dynastie folgenden Prinzipes als Zeichen einer »fictive kinship« (S. 25) ein, ohne die Entwicklung vom Eigennamen zum Titel als Element der Institutionalisierung des Prinzipats näher zu verfolgen (vgl. allenfalls S. 208); auf solche mehr aus juristischen Kategorien entwickelten Fragen geht er nicht ein.

Sodann gelten einige methodische Bemerkungen vor allem dem Verhältnis von Kommunikation und Repräsentation, das sich in lokal und regional unterschiedlich akzentuierten Anschauungen vom Kaisertum auswirken kann. In diesem Sinne liegt Heksters Augenmerk bei der Verfolgung seines Themas vornehmlich auf der Unterscheidung zwischen Signalen dynastischen Denkens, die von der römischen Reichszentrale ausgingen, und solchen aus den Provinzen, in denen einerseits eigene Vorstellungen formuliert wurden und andererseits Reaktionen auf auswärts entworfene Versatzstücke erfolgen konnten (vgl. S. 29). Am Ende vielfach miteinander verwobener Aktionen und Reaktionen steht eine kaiserliche Imago, zu der dynastische Aspekte nicht unwesentlich beitragen, und das

in möglicherweise unterschiedlichen Schattierungen, je nach Intention und Provenienz sowie dem hierfür verwendeten ›Medium‹. Der Autor veranschaulicht seine Untersuchungen vor allem an materiellen beziehungsweise sachlichen Quellen, im Sinne Droysens könnte man auch von ›Überresten‹ als Quellen sprechen: Im Mittelpunkt stehen dabei die Münzen, kaum minder wichtig sind Inschriften, Reliefs und Statuen. Literarische Quellen spielen demgegenüber eine sekundäre Rolle, weil der Verfasser ihnen nicht dieselbe Qualität »as ›media‹ for imperial representation« (S. 36) zuerkennt.

Die quellenbasierte Untersuchung der mit dem dynastischen Denken in seiner Bedeutung für das römische Kaisertum von Augustus bis zur diokletianischen Tetrarchie verbundenen Repräsentationsanliegen entfaltet Hekster im Anschluss an die Einführung in sechs primär thematisch, nicht chronologisch geordneten Kapiteln, die zu zwei Teilen gruppiert sind. Im ersten Teil geht es um die Verwandtschaftsbeziehungen und -konstruktionen innerhalb der Familie, im zweiten Teil um fiktive Abstammungsverhältnisse, auch um solche von Göttern und Heroen, sowie abschließend um die Relevanz dynastischen Denkens in der Tetrarchie.

Das Kapitel ›Running in the Family‹ bietet anhand der Münzprägung zunächst einen chronologisch geordneten Überblick über den Stellenwert der Väter von Kaisern für bestimmte Facetten dynastischen Denkens im Prinzipat von den Vertretern der julisch-claudischen Familie bis zum Ende der Soldatenkaiserzeit. Angesichts der Tatsache, dass zwischen Augustus und Nero nie ein Sohn dem Vater als Prinzeps nachfolgte, formuliert der Autor interessante Beobachtungen zur Präsenz von leiblichen Vätern und Adoptivvätern auf Münzen ihrer kaiserlichen Söhne. Demgegenüber konnten sich die Herrscher des Vierkaiserjahres nicht ohne Weiteres veranlasst sehen, ihre eigenen Vorfahren herauszustellen. Sie waren vielmehr bemüht, den Kontinuitätsbruch zu kaschieren, so dass Galba und Otho unter anderem ihre Gentilnamen unter den Tisch fallen ließen. Auch für das zweite und dritte Jahrhundert begründet der Verfasser Veränderungen in der Präsentation der Väter von Kaisern mit Reaktionen »to societal changes as well as to political necessity« (S. 66). Er würdigt die Einzelfälle umsichtig und stellt die mit der Berufung auf die ›Väter‹ – und gegebenenfalls auch die mit ihrem Fehlen – verbundenen Repräsentationsanliegen heraus, ohne allgemeingültige Muster festhalten zu können (vgl. S. 65). Allerdings glaubt er für die im Laufe der Zeit zunehmende Selbstverständlichkeit der Weitergabe des Prinzipats vom Vater auf den Sohn weniger die Tradition der römischen Republik als ein hellenistisch beeinflusstes Verständnis dynastischer Erbfolge verantwortlich machen zu müssen.

Und doch hebt Hekster vor diesem Hintergrund eine Reihe von Auffälligkeiten hervor. Auf den chronologischen Durchgang folgen drei Unterabschnitte

mit einer Fallstudie zu Trajan als »the son of two fathers« (S. 66), sodann mit Ausführungen zu Verwandtschaftsverhältnissen, die durch Adoption zustande kamen, und zu Söhnen, die den Prinzipat von ihren leiblichen Vätern übernahmen. Mit den Darlegungen zum Repräsentationsverhalten Trajans weist Hekster auf die Besonderheit hin, dass der Kaiser mit der Konsekration seines Adoptivvaters Nerva und später auch seines leiblichen, nie Kaiser gewordenen Vaters unterschiedliche familiäre Zweige in der Repräsentation zusammenführte, ja aufgrund des zeitlichen Nacheinanders geradezu den einen Zweig durch den anderen zu ersetzen schien. Sehr plausibel ist die Begründung, Trajan habe im Interesse der Prinzipatsnachfolge damit die dynastische Stellung der weiblichen Nachkommen seiner Schwester Marciana und anderer Verwandter wie Hadrians, des Ehemannes Sabinas, der Großnichte Trajans, unterstreichen wollen. Auch von dieser Seite fällt also ein Licht auf die unstrittene Adoption Hadrians und lässt dessen Nachfolge als von Trajan erwünscht erscheinen. Zudem zeigt Hekster an Trajan auf, wie neben den Münzen auch andere Quellen (Skulpturen der leiblichen Eltern des Kaisers, der Bogen von Benevent, der Panegyricus des Plinius) die vorhandenen Besonderheiten der in unterschiedliche Richtungen zu verfolgenden dynastischen Elemente akzentuieren.

Wohlthuend eindeutig und im Sinne seines Untersuchungsganges konsequent ordnet der Autor das sogenannte Adoptivkaisertum voll und ganz in das dynastische Denken ein, dessen Bedeutung es gerade mit der Adoptionspraxis erweist. Eine neue Prinzipatsideologie, wie sie im Panegyricus des Plinius und auch in der von Tacitus dem Galba in den Mund gelegten Rede anlässlich der Adoption Pisos (hist. 1, 15–16) sichtbar wird, scheint allerdings vielmehr die Auswahl des Besten vorzusehen, und noch immer findet sich hier und da die Ansicht vertreten, das Adoptivkaisertum sei etwas grundsätzlich anderes als die auf dynastischem Wege weitergegebene Herrschaft. Was gerade diesen Gesichtspunkt betrifft, so entgeht der Verfasser mit der konsequenten Ausrichtung auf die Interpretation von Sachquellen der von den genannten erzählenden Quellen ausgehenden Einladung, der in ihnen aufwendig entwickelten Ideologie zu folgen. Er stellt stattdessen das für weite Rezipientenkreise auch außerhalb der Oberschicht gedachte, auf eingängigere Weise wirkende kaiserliche Repräsentationsverhalten in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Das dynastische Element wirkt gerade in der Berufung der Adoptivkaiser auf ihre Vorgänger und andere familiäre Verbindungen, die nicht zuletzt auch anhand der Frauen des Kaiserhauses zu verfolgen sind. Im zweiten Jahrhundert konnten diverse dynastische Aspekte, bezogen auf die vorausgehende wie die nachfolgende Generation, in verschiedenen materiellen Quellen auf unterschiedliche Weise und mit unterschiedlichen Schwerpunkten akzentuiert werden. So stellt Hekster für Antoninus Pius beispielsweise die Präsentation der eigenen kaiser-

lichen Familie zu Lasten des Vorgängers Hadrian heraus.

Die Praxis, wie adoptierte Nachfolger ihre dynastische Verankerung sichtbar machen, gewinnt auch durch den Vergleich mit der Repräsentation von Kaisern an Profil, die als leibliche Söhne ihren Vätern im Prinzipat nachfolgten. Allerdings ist es, abgesehen vielleicht von Münzen, für die nur vereinzelt erhaltenen Sachquellen schwierig, bestimmte Trends und deren Potential für Veränderungen im Laufe der Zeit herauszuarbeiten, erst recht angesichts der häufigen und oft raschen Herrscherwechsel in der Soldatenkaiserzeit. Entsprechend vorsichtig äußert sich der Autor angesichts seiner Beobachtungen zur Namensführung von Kaisern oder zu ihren Porträts, aber auch zu ihrer numismatischen Repräsentation. Mit dem ausführlichen Kapitel »Running in the Family« behandelt er die grundsätzlichen dynastischen Perspektiven im Prinzipat und deren Repräsentationspotential. Dabei berücksichtigt er mögliche Entwicklungen ebenso wie Unterschiede, die auf verschiedene Typen von Quellen, auf deren Herkunft aus verschiedenen Teilen des Römischen Reiches, auf voneinander abweichende politische Zeit- und Ereigniskonstellationen und dadurch oder durch individuelle Anliegen motivierte Repräsentationsbedürfnisse zurückgehen können. Diese sind, bedingt durch die materielle Überlieferungslage, in der Regel nicht einfach zu quantifizieren und zu verallgemeinern. Am ehesten scheint das noch anhand von Münzen möglich zu sein. Diesen Beschränkungen trägt Hekster durch eine exemplarische Verfahrensweise Rechnung, und achtet umsichtig darauf, die ausgeführten Beispiele nicht pauschal zu verallgemeinern.

Gegenüber diesem grundlegenden Kapitel erweisen sich die beiden folgenden Abschnitte als Untersuchungen zu spezielleren Sonderfragen. Dazu gehört mit dem Kapitel »Your Mother's Son« zunächst die Berücksichtigung weiblicher Mitglieder der kaiserlichen Familie, durch die diese auch als Ganze mehr in den Mittelpunkt rückte. Ungeachtet der im Vergleich zur agnatischen Linie zurückstehenden Bedeutung weiblicher Verwandter in Rom spielten diese Ehefrauen und Mütter beziehungsweise Großmütter in der julisch-claudischen Familie eine wichtige Rolle für die dynastische Verklammerung. Ebenso unterstützten sie bei den sogenannten Adoptivkaisern und auch bei den Severern durch ihre eigene Herkunft oder als Mütter ihre Ehemänner und Söhne, die Herrschaft zu legitimieren. Dabei macht der Verfasser eine Entwicklung hin zu mehr Aufmerksamkeit für lebende statt für verstorbene weibliche Mitglieder der kaiserlichen Familie aus, was sich insbesondere für Herrscher anbot, deren Vorfahren unbedeutend waren.

Des Weiteren untersucht Hekster den Rekurs auf die Vorfahren über mehrere Generationen hinweg (»We Go Way Back«) bis zu den Begründern der Dynastie, also etwa Augustus oder Cäsar bei der julisch-claudischen Familie und dem insbesondere auf Inschriften präsenten Nerva bei den Adoptivkaisern. In

diesem Kapitel bezieht der Autor erstmals in nennenswertem Umfang literarische Quellen mit ein. Diese Ausführungen gewinnen wegen der größeren Interpretationsspielräume und wohl auch weil sie mit den methodischen Grundlagen unvereinbar sind, nach denen der Verfasser sonst verfährt, insgesamt kein so klares Profil wie die Auswertung der Sachquellen, was er auch deutlich anspricht (vgl. S. 183 und 190). Aufschlussreich erscheinen die Folgen der Vorbildwirkung des Kaiserhauses auf den Umgang von Angehörigen der nichtkaiserlichen Elite mit genealogischer Repräsentation. Hierbei war darauf zu achten, sich – zum Beispiel durch Berufung auf mythische Vorfahren – nicht der Gefahr von Konkurrenz mit dem Prinzipats auszusetzen.

Im zweiten Teil des Bandes geht es um die Konstruktion fiktiver Verwandtschaftsverhältnisse im Interesse der Verbreitung bestimmter Botschaften. Ein Großteil des Kapitels über erfundene Vorfahren ist den Severern gewidmet. So berief sich Septimius Severus anfänglich auf Pertinax, ersetzte ihn aber bald durch die Familie Mark Aurels, in die er sich selbst hineinadoptierte, was trotz der reservierten Haltung des Senats relativ problemlos umgesetzt werden konnte. Später wurde das Gerücht in die Welt gesetzt, Elagabal und Severus Alexander seien illegitime Söhne Caracallas. Das führte, so Hekster, zu Risiken vor allem für die Mütter der beiden letzten Kaiser aus der severischen Dynastie. Eine vergleichbare Schlüsselstellung nahm die Vereinnahmung des Kaisers Claudius II. Gothicus durch Konstantin ein, den dieser seit 310 als Ahnen reklamierte und damit seine Vorfahrenreihe über den Vater Constantius I. Chlorus fiktiv in die weiter zurückliegende Vergangenheit verlängerte, auf diese Weise also den dynastischen Aspekt seines Herrschaftsanspruchs auffällig kenntlich machte. Die vergleichsweise zurückhaltende Propagierung des fiktiv als Vorfahren vereinnahmten Claudius II. ist gewiss in die erkennbare Abkehr Konstantins vom tetrarchischen System zu integrieren, das eben nicht auf den zuvor selbstverständlichen Prämissen dynastischen Denkens beruhte.

Sodann spielt die Verbindung mit Göttern und Heroen bei der Untersuchung fiktiver Elemente der Herkunft römischer Kaiser eine wichtige Rolle, wie sich an der Gens Julia und dem von ihr als Ahnherrn reklamierten beziehungsweise ihr als Vorfahren zugesprochenen Äneas zeigen lässt. Dabei warnt der Autor vor unzulässigen Vereinfachungen: »It is ultimately impossible to say to what extent the divine lineage of the Julio-Claudians was centrally suggested« (S. 248, vgl. S. 246). Als bedeutsamen Aspekt spricht der Verfasser in diesem Kapitel neben Göttern und Heroen als möglicherweise in Anspruch genommenen Vorfahren von Kaisern zum Zweck der Vermittlung der mit ihnen verbundenen Konnotationen von Macht auch die enge Verbindung von Herrschern mit bestimmten Schutzgottheiten an, wie beispielsweise die Rolle der Minerva für Domitian, des Herkules für Commodus

oder des Sol für Aurelian. Die Verehrung von Kaisern in den Provinzen führt Hekster auf den Vergleich römischer Prinzipes mit Göttern und damit die sakrale Überhöhung der Herrscher zurück: »Emperors could be compared to gods, and protected by them – they were not sons of the immortal gods« (S. 274 f.).

Schließlich macht der Autor die in der Tetrarchie eingeführten Neuerungen bezüglich des Verhältnisses von Kaisern zu ihren Vorfahren zum Thema des letzten Kapitels: Nun wurde die Nachfolge nicht mehr dynastisch geregelt. Trotz des Hinweises auf die Herausforderung dieses Systems »by men who used kin terms and divine associations to define their place inside, or in opposition to, the new imperial scheme« (S. 279) dürfte allerdings fraglich sein, ob Hekster die als »a new non-dynastic imperial system« (ebd.) bezeichnete Tetrarchie und deren Gültigkeit zeitlich wirklich bis 324 ausdehnen darf (so aber S. 279), zumal da Konstantin schon 310 dynastische Aspekte in seine Selbstrepräsentation einfließen ließ, und zwar mit der fiktiven Abkunft von Claudius II. gerade auch solche, die über den Kreis der Tetrarchen hinauswiesen. Außerdem waren seit 317 die beiden Konstantinssöhne Crispus und Konstantin II. sowie der Sohn des Licinius Caesaren.

Der Verfasser argumentiert jedoch im Ganzen gesehen weniger mit der zunehmenden Distanz Konstantins zum tetrarchischen System als vielmehr mit allenthalben früh feststellbaren und sich mit der Zeit verstärkenden Verwandtschafts- und Abstammungsassoziationen bereits während der gesamten tetrarchischen Zeit. Diese sieht er nicht nur in der Bezeichnung »filius Augustorum« und der Darstellung der zur Augusta erhobenen Ehefrau des Galerius auf Münzen verwirklicht, sondern vor allem auch großenteils bereits vorher durch mannigfache Anspielungen in der Panegyrik vom Ende des dritten und Anfang des vierten Jahrhunderts als zunehmend präsent an. Der damit aus diversen Anzeichen, vor allem aber aus der Panegyrik erarbeitete Diskurs erlaubt nach Hekster den Rückschluss: »Apparently, non-dynastic emperorship had proved insufficient« (S. 296). Zugleich erweise sich stattdessen »the continuing importance of kinship during tetrarchic times« (S. 300), was sich nach und nach zu »dynastic expectations« (S. 311) verdichtet habe.

Dieser Stimmung, so ist zu folgern, verlieh wohl Konstantin mit seinem offenen Rekurs auf das dynastische Prinzip einen besonders klaren Ausdruck. In seinen Interpretationen zeigt der Verfasser – diesmal gerade an literarischen Quellen – einleuchtend auf, wie die Umriss des trotz der tetrarchischen Neuerungen nie ganz abhanden gekommenen dynastischen Denkens immer deutlicher in den Vordergrund traten und ihren Beitrag dazu leisteten, dem Herrschaftssystem Diokletians ideologisch den Boden zu entziehen. Folgerichtig interpretiert der Autor hier das hierarchische Vater-Sohn-Verhältnis zwischen Jupiter und Herkules wie auch das Verhältnis zwischen dem Iovius Diokle-

tian und dem *Herculus Maximian* als ein dynastisch zu verstehendes Element, in welchem der Vorrang *Diokletians* gegenüber *Maximian* zum Ausdruck komme (vgl. S. 297), auch wenn diese mythologische Metapher in der zweiten Tetrarchie angesichts der Überordnung des *Herculus Constantius* über den *Iovius Galerius* keine Rolle mehr gespielt habe (vgl. S. 300). Hekster lässt sich damit nicht von allein rechtlich-systematischen Erwägungen leiten, sondern räumt äußere Widersprüche ein, die nicht nur der Diskurswirksamkeit, sondern auch der Tatsache Rechnung tragen, dass die tetrarchischen Innovationen wohl nicht von vornherein so systematisch angelegt waren, wie sie im Ergebnis zu sein schienen, ihr Zustandekommen vielmehr teilweise auch experimentelle Züge trug. Dazu gehört eben auch, wie der Autor überzeugend aufweist, dass sich dynastische Vorstellungen in der Umsetzung der Tetrarchie nicht völlig ausschalten ließen, sondern letztlich immer vorhanden waren. Folglich wurde, so scheint es, das neue Herrschaftssystem durch ein traditionelles Denken in Frage gestellt, das im Laufe der Zeit als dynastisches Prinzip wieder zu Tage trat und schließlich auch nach außen durchgesetzt wurde.

Auch wenn besonders am Anfang des Buches eine ganze Reihe von Fehlern gerade bei der Wiedergabe von Münzlegenden in den Erläuterungen zu den Abbildungen festzustellen ist, sind diese und andere Versehen doch Marginalien angesichts der Fülle des für einen Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren römischen Kaisertums aufbereiteten und unter einer überzeugenden einheitlichen Fragestellung untersuchten Materials. Dabei vermag Hekster aus den Quellen die dynastischem Denken zugrunde liegenden Repräsentationsleistungen differenziert herauszuarbeiten. Er stützt sich vor allem auf Sachquellen, in erster Linie Münzen, und zieht erzählende Quellen nur hilfsweise und ergänzend heran, um die Kongruenz seines Methodenrepertoires zu wahren. Etwas anders stellt sich dies mit den Analysen zu den *Panegyrici Latini* im letzten Kapitel dar. Die Panegyrik scheint sich deshalb zur Auswertung anzubieten, weil deren in lebendigen Akten der Kommunikation sich entfaltendes Potential, auf die Gegenwart einzuwirken, den Repräsentationsanliegen besonders entgegenkommt, die auch mit den Sachquellen verfolgt werden. Dieses Ergebnis könnte aber ungeachtet der eigenen Vorbehalte des Autors zu der Überlegung anregen, ob es nicht auch an anderen Stellen denkbar gewesen wäre, in größerem Umfang Interpretationen zu literarischen Quellen einzubeziehen, wie es beispielsweise für eine Untersuchung der Kombination der Adoption mit der Übernahme des Cäsartitels bei *Piso* und bei *Trajan* naheliegt.

Heksters Umgang mit materiellen Quellen legt methodisch eine exemplarische Vorgehensweise nahe. Der Probleme, die mit den Zufälligkeiten des erhaltenen Quellenbestandes verbunden sind, ist sich der Verfasser nämlich stets bewusst. Die sorgfältige Rekonstruktion dynastisch orientierter Repräsentation

aus den Sachquellen ergibt einen Befund, der sich nicht ohne Weiteres verallgemeinern lässt; dafür ist sein Variantenreichtum denn doch zu groß. Es mögen sich typologische Muster erschließen lassen, doch einem wirklich ganzheitlichen Verständnis des Dynastischen im Rahmen der kaiserlichen Repräsentation sind gewisse Grenzen gesetzt, auch einer verlässlichen Einschätzung seines Verhältnisses zu anderen Elementen, die dem Repräsentationsverhalten des Herrschers dienen.

Olivier Heksters Studie krönt die Ergebnisse eines von ihm geleiteten Projektes zur Erforschung des Selbstverständnisses römischer Kaiser unter besonderer Berücksichtigung dynastischen Denkens. Anteil daran hat eine Reihe weiterer Wissenschaftler, welche in eigenen vorbereitenden und begleitenden Untersuchungen Teilbereiche näher erforschen, die auch andere, vom Autor weniger thematisierte Aspekte dieses Themenkreises behandeln und auf die er sich in seiner eigenen Arbeit stützen kann. Seine grundlegende Studie ist daher eine anregende Lektüre für alle, die sich mit der Bedeutung traditionsorientierter Gesichtspunkte, namentlich des dynastischen Denkens, für die Repräsentation des römischen Kaisers eingehender auseinandersetzen wollen. Zudem darf man gespannt sein, welche Ergebnisse die weiteren mit dem Projekt verknüpften Forschungen zur Bedeutung der Vorfahren für das kaiserliche Repräsentationsverhalten beitragen.

Koblenz

Ulrich Lambrecht